

Schmid, Carl Christian Erhard: Vorrede. In: Creuzer, Leonhard: Skeptische Betrachtungen über die Freyheit des Willens mit Hinsicht auf die neusten Theorien über dieselbe. Giessen 1793, V-XVI.

(OCR, bearbeitet von Silvan Imhof und Jörg Noller)

/V/

Vorrede.

Die grossen und merkwürdigen Begebenheiten, die sich seit kurzem in dem Gebiet der Philosophie ereignet haben, mußten ganz natürlich in den Gemüthern vieler lebhaft theilnehmenden Zuschauer ein gewisses Staunen erregen, das wie jede heftige Gemüthsbewegung für die Freyheit und Unbefangenheit der philosophischen Untersuchung gefährlich hätte werden können, wenn nicht von Zeit zu Zeit die öfters unwillkommene Erinnerung wäre gegeben worden, daß – wo noch so vieles geschah, doch bey weitem nicht alles geschehen sey, und daß man mit der Philosophie so wenig, als mit irgend einer menschlichen Angelegenheit, jemals völlig ins Reine komme.

/VI/ Wenn man die entscheidende Sprache und den imposanten Ton zu Herzen nimmt, der hin und wieder in philosophischen Unterredungen und Schriften herrschend werden will, so möchte es einem wirklich leid werden um. das Schicksal mancher wackerer Männer, die das noch *suchen*, was schon *gefunden*, die da noch im Schatten der Nacht oder der Dämmerung vertrettenen Spuren der Wahrheit nachgehen, wo so viele in hellem Mittagslicht sicher einher wandeln, die noch über Zweifeln und Bedenklichkeiten brüten, welche doch alle schon längst zu voller Befriedigung aller Selbstdenker gelöst und gehoben seyn sollen. Ihre skeptische Bescheidenheit möchte, fürcht' ich sehr, von manchen andern, die ohne großen Aufwand eignen Forschungsgeistes es sehr bequem finden, alles für rein und berichtet von andern willig anzunehmen, für unerträgliche Unbescheidenheit gegen die Aussprüche ihrer Gewährsmänner (die doch wahrhaftig zu grose Männer sind, um sich ein Recht auf blinden Glauben an ihr Ansehen anzumaßen), oder für einen /VII/ Beweis einer gar unrühmlichen Unkunde der gegenwärtigen Lage der Dinge, genommen werden.

Dem Verfasser gegenwärtiger Schrift, der darinn verschiedene Gründe vorträgt, weswegen er noch keine bisher bekannte Philosophie über die Freyheit des Willens für völlig erschöpfend und befriedigend halten kann, werden – daher vermuthlich einige Zeitgenossen von der oben beschriebenen Gemüthsstimmung auf gute Art zu verstehen geben: er habe sich mit seinen

skeptischen Betrachtungen eine sehr undankbare Mühe gegeben, und es wäre wegen des Fleißes und der Fähigkeiten, die man übrigens dem Verfasser nicht geradezu absprechen wolle, doch wirklich schade, daß dieß Produkt um etwan ein Jahrzehend zu spät erschienen wäre, um sich eine günstige Aufnahme zu versprechen.

Indeß fehlt mir es doch auch nicht an Gründen, die mich eine bessere Hofnung für diese skeptische Untersuchung hegen lassen.

/VIII/ Vielleicht entschuldigen mich einige Verhältnisse, worinn ich mit dem Verfasser stehe, wenn ich auch ein paar Worte über denjenigen Theil seines Buchs hinzufüge, worinn er sich mit derjenigen Vorstellungsart der Freyheitstheorie beschäftigt, die ich in meinem Versuch einer Moralphilosophie erklärt habe.

Diese Theorie hat nun, wie jede Freyheitslehre, zwey Seiten, eine spekulative und eine praktische.

Fast alle bisherige Freyheitslehren, die Herr **Creuzer** von der praktischen Seite gut findet, scheinen ihm in spekulativer Hinsicht unbefriedigend, und umgekehrt. Die meinige hat das Schicksal betroffen, daß sie in diesem Buche aus dem spekulativen Gesichtspunkte mit eben so viel Güte in Schutz genommen, als in praktischer Beziehung mit unerbittlicher Strenge weggewiesen worden ist. Es wird ihr sogar das Aergste nachgesagt, was sich nur von ihr denken /IX/ und sagen läßt, nemlich – sie zerstöre alle Moralität und stürze alle Moral über den Haufen.

Mich beklagen über bösen Willen meines Gegners darf ich nicht, da wir zwar, wie klar vor Augen liegt, Feinde, aber in der That so *gute Feinde* sind, daß wir uns ohne Bedenken auch *Freunde* nennen könnten.

Weichen kann ich auch nicht, ohne meinem Gegner von einer andern Seite in die Hände zu fallen, und ohne das seltsamste aller Abentheuer zu wagen, dem Verstande meiner Leser und meinem eigenen den Glauben an einen Gedanken anzumuthen, der die besondere Eigenschaft hat, nur wider die nothwendigen Verstandesgesetze gedacht werden zu können – den Gedanken einer Nothwendigkeit die Nicht-nothwendigkeit ist, eines unbeschränkten Vermögens, das nicht alles vermag, eines Unvermögens, das doch das völligste Vermögen ist, eines vollständigen Grundes, der nicht nothwendig begründet, eines Individualdings, das sich wie ein abgezogenes Allgemeinding verhält, also bestimmt und auch unbestimmt ist; endlich einer Unabhängigkeit, die aus einer doppelten Abhängigkeit hervorgeht.

Man kann diesen undenkbaren Gedanken, diesen Nichtgedanken, der doch für einen Hauptgedanken gelten soll, von einer Stelle der Theorie an einen andern Platz hinbringen, man kann ihn aus der Sinnenwelt in die Welt der Noumenen verpflanzen (von der Welt *an*

sich versteht sich ohnehin, daß von ihr im Gegensatz der erkennbaren und denkbaren Welt nie anders als ganz im Allgemeinen und zu geringer Erbauung die Rede seyn könne); man kann gewissen anstößigen und wegen ihrer Bestimmtheit ein wenig unbequemen Formeln aus dem Wege gehen, und bequemere (ich meyne, lenksamere, unbestimmtere) dafür gebrauchen; man kann endlich neue Vermögen der Willkühr erdichten, sie aus ihrer /XI/ Naturverbindung herausreissen, und so als isolirte Unbestimmtheiten aufstellen, und was von dem abstrakten Begriffe in seiner Abgezogenheit gilt, ohne viele Umstände auf eine wirkliche individuelle Sache übertragen – aber der Widerspruch selbst bleibt was er war, der Verstand kann nicht denken wider die Gesetze der Möglichkeit alles Denkens.

Den Angriff meines Gegners zu erwiedern, geht leider! auch nicht wohl an. Denn es giebt hier nichts niederzureissen, weil nichts gebaut ist. Wer zur gegenwärtigen Stunde noch keine Wohnung bezogen hat, der kann nicht wohl daraus vertrieben werden. Hier läßt sich dem bloßen undogmatischen, Anspruchsloßen Skeptiker kein Urtheil abgewinnen, und die Vertheidigung pflegt immer um so schwerer und mislicher zu seyn, je mehr sie bloße Vertheidigung seyn, und je weniger sie den Kampfplatz in des Feindes eignem Lande und Gebiet sich wählen kann.

/XII/ Was heißt es denn aber: *alle Moralität zerstören, alle Sittenlehre umstürzen*? Sollten diese Begriffe nicht noch zu wenig entwickelt und berichtet seyn, als daß man sie zu bestimmten philosophischen Urtheilen gebrauchen, und darunter sicher subsumiren könnte? Wie? wenn nun mein angeschuldigtes Hauptvergehen und das Unsittliche meiner Theorie, etwa darinn bestünde, daß ich einen Gedanken, der (ein Paar philosophische Schulen ausgenommen, sonst) allgemein angenommen, und dessen Wahrheit von allen guten und minder guten Menschen im gemeinen Leben eingestanden und vorausgesetzt wird, weder verläugnet, noch verschwiegen, noch in künstliche Formeln eingehüllt und dahin, wo man ihn nicht gleich suchen möchte, versteckt, sondern ehrlich und offen vor Augen gelegt habe. Dieser Gedanke ist: es giebt auch ein moralisches Unvermögen, oder es giebt für den Menschen kein sittliches Allvermögen; wir Menschenkinder sind weder *mächtig* ge/XIII/nug, um ein moralisches Vermögen in ein sittliches Unvermögen, oder dieses in jenes umzuschaffen; noch ist uns sammt und sonders die *Bosheit* eigen, unser eignes sittliches Vermögen in sittliches Unvermögen, oder gar in ein unsittliches Vermögen umzuwandeln, und das, was unser höchstes und oberstes Gut ist, um nichts und wieder nichts zu vertilgen. Mehr als dies *wollte* ich wenigstens nicht behaupten, und was ich behaupten wollte, das habe ich so *denken* wollen, daß es von einem menschlichen Verstande nach seinen Denkgesetzen gedacht, und so bezeichnen wollen, daß es meinem Sinn gemäs verstanden werden könnte

und müßte. Ich bescheide mich gern, daß mir vielleicht künftig eine Inkonsequenz im Gedankengang oder auch ein philosophischer Sprachfehler im Ausdruck gezeigt werden kann. Aber gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit getraue ich mir, diese Theorie (die übrigens ganz und gar nicht für meine eigne Erfindung, sondern nur für meinen eignen /XIV/ Fund ausgegeben werden kann,) gegen diesen und andere Gegner in Sicherheit zu bringen. In einem gewissen Sinne des Worts könnte freylich diejenige Freyheitslehre *moralischer*, denn die meinige, heissen, worinn gar keines moralischen Unvermögens Erwähnung geschähe; und dafür ein allmächtiger Einfluss der Moral und der Moralisten vorgegeben würde. Allein sollten sich Tugendliebe und Wahrheitsliebe einander Abbruch thun können, dürfen, oder gar müssen?

Ein Mann, bey dem dies wohl nie der Fall war, sagt in einer Vorrede, dergleichen wenige geschrieben worden, zu einem Buche, das unter die sittlichsten Bücher dieser Zeit gehört: Erbaulicher, als die Schöpfung; moralischer als Geschichte und Erfahrung; philosophischer als der Instinkt sinnlich vernünftiger Naturen, sollte das Werk nicht seyn. –

/XV/ Und das sollte meine Freyheitslehre auch nicht seyn – möchte ich sagen, wenn es mir vergönnt wäre, in jene goldenen Worte meine ganze Apologie für die Behauptung eines moralischen Unvermögens zu fassen. Sollten aber etwa manche andere Philosophen für die *Sittlichkeit* großes Unheil befürchten, weil dem Begriff von menschlicher *Unsittlichkeit* einige Gefahr droht, das Merkmal ursprünglicher Boßheit einzubüßen; oder sollten sie wegen der Behauptung menschlicher *Würde* und *Verdienstes* in Verlegenheit gerathen, weil der Begriff von menschlicher *Unwürde* und *Schuld*, wie sie meynen über Gebühr gemildert wird: so dürfte sich vielleicht keine ganz unpassende Parallele zwischen jenen ehemaligen Theologanten, die bey Bezweiflung der Existenz oder Milderung des Begriffs vom Teufel die Ehre *Gottes* gefährdet glaubten, und diesen Philosophen ziehen lassen, denen der Tugend ihr Verdienst geschmählert zu werden scheint, wenn dem Laster keine absolute Bosheit zum Grunde liegen, und keine absolute Schuld anhängen, und keine absolute Strafe nachfolgen sollte.

Mehr zu sagen, würde zu viel für eine bloße Vorrede seyn; und vielleicht wäre es sogar rathsam gewesen, noch weniger, oder allenfalls auch gar nichts hier zu sagen. Gießen den 10. März 1793.

Carl Christian Erhard Schmid